



Furore: An der Bundestagswahl von 1976 glaubte E. Noelle-Neumann nachweisen zu können, daß die Medien infolge ihrer mehrheitlichen linksorientierten Einstellungen den SPD-Kandidaten Schmidt favorisierten und den CDU-Kandidaten Kohl benachteiligten; obwohl die Mehrheit der Bevölkerung für einen Regierungswechsel gewesen sei, habe die veröffentlichte Meinung die (von Allensbach unermüdlich registrierte) öffentliche Meinung dominiert und verfälscht. Als sich diese These so pauschal nicht aufrechterhalten ließ, sprang der Allensbacher Nestorin ihr Schüler H.M. Kepplinger bei und identifizierte flugs eine Diskrepanz zwischen textlicher Information und bildlicher Kommentierung: Demnach setzte sich jene linke Sympathie nicht mehr total durch, vielmehr unterlagen nur noch die Fernsehbilder - genauer die Perspektiven der Kamera - intuitiv diesem Linksdrall und bewirkten den Sieg der SPD und des Kandidaten Schmidt. Auch diese verblüffende Differenzierung ist in Fachkreisen umstritten, wenn nicht längst widerlegt. Aber Kepplinger hält an ihr unbeirrt fest und rekapituliert sie in der nun vorliegenden Untersuchung gleich mehrfach (zuerst auf S.43).

Nicht ganz unvoreingenommen greift man daher zu der neuerlichen Studie, die schon auf der Rückseite annonciert, nun endlich auf die eingangs gestellte Frage „eine Antwort“ zu geben, indem die Autoren „mit allen bisherigen Ansätzen radikal brechen und theoretisch wie methodisch Neuland betreten“. Daß sie das erste nur äußert begrenzt geben, nämlich nur bezogen auf eine angeblich repräsentative Klientel in Mainz und im wesentlichen konzentriert auf die Charaktereigenschaften und die sog. 'Sachkompetenz' der beiden Spitzenkandidaten Kohl und Lafontaine in der Bundestagswahl 1990, und daß sie das zweite - wenn sie seriöse Wissenschaftler bleiben wollen - gar nicht können und wollen, vielmehr sich durchaus in der Tradition der Wahlforschung, betontermäßig in der eigenen der Kepplingerschen Studien bewegen, dies erfahren Leser und Leserin alsbald.

Zunächst dürften sie aber noch die politische Einlassungen zur politischen Situation 1990 verwundern, da sie in ihrer Einseitigkeit und Parteinahme in einem wissenschaftlichen Buch ungewöhnlich sind. Sie lesen sich, als ob sie die PR-Abteilung des Bundeskanzleramtes oder gar die Parteizentrale selbst geschrieben hätten und geben sogleich dem verduzten Laien eine wissenschaftlich verbrämte Erklärung für den Wahlausgang: „Kohl entwickelte in die Zukunft weisende Konzeptionen“ für die großen Linien der Politik, heißt es wiederum zweimal, am Anfang und am Ende der Studie; eine Politik, „die Lafontaine in Frage stellte, ohne tragfähige Alternativen zu entwickeln. Lafontaine hatte zwar rückblickend betrachtet zum Teil recht, vor allem mit seinen negativen Prognosen über die Kosten der deutschen Einheit. Hierbei handelt es sich jedoch um Detailspekte, die den Blick auf das Ganze verstellten und damit letztlich an der zentralen politischen Problematik - der Gestaltung einer neuen Ordnung in einer krisenhaften Situation - vorbeigingen.“ (S.143) Auf welch wissenschaftlichem

Fundus solche Einschätzungen beruhen und eben nicht nur auf allzu offensichtlicher parteipolitischer Meinung, lassen die Autoren unbegründet.

Kann man ihnen dann aber noch Hinsichtlich der eigentlichen Befunde gänzlich trauen? Sicherlich in den vielen Ergebnissen, die über den common sense der Wahlforschung kaum hinausgehen und die die Autoren selbst gelegentlich als trivial bezeichnen. Dabei muß man stets im Hinterkopf behalten, daß sie über den Grad der Repräsentativität ihrer Population - Mainzer Bürger per Telefon - nur spärlich Auskunft geben und daß alle Bewertungsfragen - sogenannte Ratings - ohnehin nur mit wenigen Studenten erprobt wurden, die - eingeständenermaßen - recht „distanziert“ in der Laborsituation antworteten (s.S.72).

In der Tradition der Kepplingerschen Forschung bleibt wohl auch der wichtigste Befund: Die den Kandidaten zugeschriebenen bzw. an ihn wahrgenommenen Charaktereigenschaften werden höher bewertet bzw. sind für die Wahlentscheidung prägender als die Sachkompetenzen; und diese Charaktereigenschaften vermitteln sich den Zuschauern eher durch die bildliche Information des Fernsehens als durch textliche Informationen - wobei die (textlichen) Informationen zu einzelnen Sachgebieten sich im Laufe der Kampagne zu jenen perzipierten Bildern des Charakters verdichten. Damit wird auch unterstrichen, daß die ideologischen und progammatischen Bindungen der WählerInnen mehr und mehr zugunsten der personalisierten Kandidaten-Images zurücktreten.

Theoretisch streben die Autoren die Begründung und Exemplifizierung eines sog. „Substitutions-Gesetz der Medienwirkung“ (S.148) an. Es soll der immer stärkeren Präsenz und Potenz der Medienrealität Rechnung tragen, vor der die empirischen Wirklichkeit mehr und mehr zurückweicht oder eben überhaupt nicht mehr real und wahrgenommen wird. Gerade die Politik sei dafür symptomatisch: Die zu wählenden Kandidaten sind den meisten Menschen nur als Bildschirm-Images bekannt, ihre Aktionskreise und Aufgabenfelder kennen sie nur aus der Kameraperspektive und der medialen Inszenierung; dennoch entwickeln sie zu ihnen ganz unmittelbare Gefühle wie Vertrauen, Sympathie, Abneigung, Bewunderung oder Ablehnung. Auf diese Veränderungen habe Medienrezeptionsforschung endlich angemessen theoretisch wie methodisch zu reagieren und die bislang noch kaum hinreichend analytisch bewältigte wie empirisch ergründete „Wirkungskette Realität - Darstellung - Wahrnehmung - Vorstellung - Entscheidung zu schließen“ (S.148). Für den Fall der Wahlentscheidung heißt das genannte „Substitutions-Gesetz der Medienwirkung“: „Die wiederholte kurzzeitige Wahrnehmung von Realität jenseits der eigenen Erfahrungsgrenzen anhand der Medienberichterstattung - hier des Charakters und der Sachkompetenz der beiden Kandidaten - führt zu dauerhaften Vorstellungen, die für die Realität gehalten werden und in diesem Sinne die Realität substituieren“ (S.148). Ob sie dies für Zuschauer tatsächlich tun oder ob die Zuschauer inzwischen gelernt haben, mit solch unterschiedlichen Qualitäten von Realität zu leben, und ihre Wahrfähigkeit und Verbindlichkeit durchaus einschätzen können, darüber gibt die

Studie keine Auskunft. Die wachsende Wahlabstinenz läßt sich etwa als Indiz dafür werten.

Aufschlußreich und weiterführend ist daher, wie die Autoren diese Dimensionen und Stadien von Perception und Willensbildung konstruieren und operativ umsetzen. Obwohl sie meist eine pragmatische Lösung vorziehen, läßt sich daran erkennen, wie kompliziert und kontingent Wahlentscheidungen sind. Die einzelnen Schritte der Untersuchung liefern dafür einerseits bedenkenswerte Ansätze, andererseits diskussionswürdiges Anschauungsmaterial. Unter anderer Fragestellung, die sich nicht auf die personalisierten Images der Kandidaten konzentriert hätte, hätten sich gewiß andere Befunde ergeben. Aber in der Klarheit der Strukturierung wie in der Deutlichkeit der dafür vorgenommenen Methodik und eingesetzten Instrumente läßt sich jeweils ersehen, wo die Forscher Entscheidungen gesetzt und Vereinfachungen vorgenommen haben. In dieser Transparenz liegt der methodische Gewinn dieser Studie.

Auf die schwergewichtige Frage, wie das Fernsehen die Wahlen beeinflusst, vermag sie indes keine erschöpfende Antwort zu geben. Die mögliche und am Ende eingeräumte Teilantwort gibt aber Aufschluß darüber, wie das Fernsehen Themen präsentiert, gewichtet und wertet, daß und wie das Fernsehen durch seine Berichterstattung „dauerhafte Vorstellungen“ vor allem „vom Charakter der beiden Kandidaten“ (S.148) hervorrief, daß diese Vorstellungen an der Entscheidung zwischen den beiden Kandidaten nicht unbeteiligt waren und damit auch die Entscheidungen für die eine oder die andere Partei beeinflussten.

Hans-Dieter Kübler (Hamburg)